

ERNTEDANKTAG

- wer nach dem Ursprung dieses Tages fragt, der stößt sehr bald auf festen Grund, auf Urgestein sogar. Denn es gibt wohl nicht eine menschliche Kultur, gleichgültig zu welcher Zeit und an welchem Ort, die darauf je hätte verzichten können oder wollen, auf dieses Fest der Ernte und auf die Freude dieses Tages.

Frühling und Herbst, die Zeit der Aussaat und der Ernte, sie halten für einen Augenblick an im fließenden Rhythmus eines Jahres und bleiben für diesen einen Tag und Augenblick stehen bei der alten menschlichen Erfahrung und Einsicht, dass wir nicht aus uns heraus leben, sondern in der Verflechtung in das, was wir Natur nennen. Darum ist wohl dieser Tag, wo immer er begangen und wo er gar als Fest gefeiert wird, mehr als nur Ausdruck menschlicher Leistungsfähigkeit, die der Natur wieder einmal abgerungen hat, was zum Leben nötig ist.

So gewiss dies seit Jahrtausenden zusammengehört, die Ernte und die Arbeit und die Sorge darum, so gewiss erschöpft sich doch der Erntedanktag nicht im Stolz auf die erbrachte Leistung, sondern dahinein mischt sich das Staunen und wohl auch der Dank für das Gegebene. Und wenn uns zuweilen der Blick für diese Zusammenhänge verstellt ist, weil es so aussieht, als hätten wir mehr Sorgen mit dem Überschuss als mit dem Notwendigen, dann ist das noch kein letztes Wort: Noch wissen wir nicht, was unsere Überproduktion einmal wirklich kosten wird; Kosten nicht gemessen in Geld, sondern im Verderben guter Böden, in der Zerstörung von Lebensraum, in der Gefährdung dessen, was unsere Kinder und deren Kinder einmal brauchen werden. Weil diese Kostenrechnung noch nicht endgültig ist, darum sind selbst wir dem alten Zusammenhang noch nicht entnommen, der diesen Tag bestimmt, unserer Verflechtung in das, was wir Natur nennen und unserer Abhängigkeit davon.

Das ist, wie gesagt, eine ganz alte menschliche Einsicht und Erfahrung. Und auch wir tun gut daran, uns ihr nicht zu verschließen. Vielleicht gehen wir dann mit Lebensmitteln einmal wieder anders um als mit Produkten. Und vielleicht trübt uns die Fülle der Güter dann weniger den Blick für den Mangel der Armen und Hungernden. Das wäre und ist menschlich an diesem Tag, der so unübersehbar das Menschliche anmahnt.

Da gab es in alten Zeiten einen König in Phrygien, Midas mit Namen. Er war sehr reich und hing an Reichtum. So wünschte er sich eines Tages, alles, was er berühre, möge zu Gold werden. Sein Wunsch wurde erfüllt, unter seinen Händen verwandelte sich alles in pures Gold, Tisch und Stuhl, Teller und Messer, Essen und Trinken auch. Zuletzt starb er, verhungert.

Eine sehr einfache, aber wohl auch eine sehr einleuchtende Geschichte, und eine Wahrheit, die bis heute gilt.

Auf seine Weise hat das einmal Martin Heidegger, der große Philosoph des 20. Jahrhunderts, wie ich finde, sehr schön gesagt:



*Die Gelassenheit zu den Dingen
und die Offenheit für das Geheimnis
gehören zusammen.*

(Gelassenheit, 22).

Die Gelassenheit zu den Dingen - wir brauchen ja die Dinge, die wir machen und schaffen können, manche nützliche und schöne, vielleicht auch überflüssige. Aber sie sind doch nur ein Teil des Lebens und verstellen, wo sie zum Ziel und Inhalt werden, den Blick auf die tiefere und größere Wahrheit für das, was Heidegger die Offenheit für das Geheimnis nennt.

Die Offenheit für das Geheimnis - für das, was uns gegeben wird, das Unerwartete, das Geschenk, vielleicht das freundliche Wort, vielleicht den Funken Hoffnung in einer schweren Zeit, ganz sicher wohl den Glauben daran, dass unser Leben mehr zu erwarten hat, als unsere Pläne vorsehen, dass am Ende immer noch mehr und reicher gegeben wird, als wir uns denken können, weil die Saat wohl unsere Sache ist, aber die Ernte Gott bestimmt, mit seinem Maß gemessen und dass zwischen Saat und Ernte auch für uns gesorgt ist.

Amen.


Pfarrer Willy Bartkowski

